

Leben · Wissen · Kunst

Eine feine Familie.

Logebuchblättern nachgehört von Robert Gröbisch.

20. April.

Endlich habe ich mal ein idyllisches Heim gefunden. Eine Stätte, die in diesem Logebuch ihr Denkmal haben soll. Es war ein gebenedeilter Gedanke, in solch abgelegenen Bodornwinkel zu geben. Diese jung-grüne, ländliche Ruhe, dieser frühlingslinde, göttliche Frieden!

Es handelt sich um zwei brave Damen. Frau Gerstenforn hat ein moosiges Gesicht mit Doppelfinn und grüßt oft recht freundlich in die Veranda unteres Parterres herunter.

Diese Tierliebe rührt Frau Müller oft in Worten warmen Wohlwollens, trotzdem sie kalt und lang ist wie der Titel ihres Seigens. Die zwei Frauen gehen oft miteinander spazieren. Ein erkennliches Beispiel guter Nachbarschaft, wie man sie unter Frauen leider selten findet.

Auch die Hausmannsknecht Hängeforn im Kellergehoß sind ein vertrauenswürdiges Paar. Frau Gerstenforn erzählt heute gestern auf dem Treppenhof meiner Frau: die zwei Hausmannsknechte (die jetzt Gottseidank bei den Bauern auf dem Lande schlafen mühen), seien schlecht erzogen, denn beide hätten früher mehrmals das Brot gestohlen, das sie für die Vögel in den Futterkästen des Gartens gelegt habe.

Frau Gerstenforn trägt seit gestern ihre hundertachtzig Pfund wie ein Elefant in seinen besten Jahren. Diese schwebende Freude hängt mit einem Riese zusammen, dessen Strohgardinen über die Sparren des Schweizerdaches herabwobeln. Gerade unterm Weibel und einen Stod über den Balkon der zwei Witwen.

Ich habe das Nest gewissermaßen aus den Urnebeln der Morgendämmerung heraus entstehen sehen: Am Sonntagmorgen wurden meine Frau und ich durch aufgeregtes Geschrei aus dem Schlaf geseucht. Mehrere Sperlinge waren am Werk, unsere Salouibretter zu heillosen, zu beugnen, zu prüfen. Eine Baukommission, die das Vorderteil unseres Hauses auf Wetterbesch, Sicherheit, Morgenjonne und anderen modernen Komfort untersuchte. Die Kommission entschied sich für die Planfarbe, denn am Nachmittag schlepten zwei Sperlinge unter den Klängen eines im Nachbarhaus brüllenden Grammophons lange Strohhalm, Reispf, Welle unter das Schweizerdach. Das geschah mit wichtigem Getöse.

Frau Gerstenforn sieht auf dem Balkon, streut Futter und lacht entzückt zum Siebel hinauf. Frau Müller trägt Beforscht im bageren Antlitz und meint süß-lauer: „Wenn's nur nicht gerade über meinem Schlafzimmer wäre — die beiden Sperlinge erheben schon früh im Morgengrauen ein fürchterliches Geschrei.“

In den Blumenkästen meiner Veranda hat jemand den japanischen Sopfen herausgeholt.

Als ich den Hausmann Hängeforn davon unterrichtete, lächelte er wortlos. Ein Philosoph. Und ein braver Mann; wortfarg, wieder, tagsüber mit schwerer Arbeit beschäftigt. Man merkt's an seinem leicht schwankeben Gang. Die Frau ist ein tüchtiges, arbeitames Weib. Händlich-stillicher Typus.

Frau Müller stand heute morgen Glog sieben mit leidendem Gesicht auf dem Balkon. Mache drohende Gebärden nach dem Nest hinauf (das wie ein kleiner, aber freischender Herd da oben hina) und sagte: „Nicht mehr schlafen kann man bei dem Getöse. Mindestens zehn Jungen scheinen ausgeflogen zu sein — dem Standal nach!“

Die Ansicht von so vielfacher Vermehrung erschien mir übertrieben. Aber ich gebe der Frau Müller darin recht, daß sich gegen die Familie unterm Dach sehr viel einwenden läßt. Früh vier Uhr wird der Tag dort oben mit ausblühendem Geschrei eröffnet. Nach diesem langanhaltenden Morgentusch verläuft dann der Tag unter Sämenwahrheit und ewig schäumendem Geschilfe, das in naturwissenschaftlichen Büchern auch Bezugsfächer genannt wird. Aus der zweisechsen Unratmülle des Dachgebälles bröckelt in die Tiefe allerhand, was dem Gartenkied viel von seiner rotblonden, lauberen Gesfestigkeit nimmt.

Am ungünstigsten benimmt sich zweifellos das männliche Oberhaupt der Familie, ein unersetzter, plustriger Geselle mit braungeflecktem Köpfchen. Meine Frau nennt ihn Emil, weil unserem Väterchen Emil eine ähnliche braune Müge (siehe auf dem Schädel) sitzt.

Daß Emil unterm Schweizerdach den ärgsten Spektakel vollführt, daß er keine Frau samt den Jungen um ein Mehrlaches überfreißt, das alles mag noch hingehen. Die Wirrenfreiheit jedoch, die er am Samen unserer Blumenkästen übt, ist nicht wieder gut zu machen. Ich weiß jetzt, wer unteren japanischen Sopfen gemeuchelt hat. Ich beobachte den Täter seit einigen Tagen! Emil ist's!

Frühzeitig, wenn er die Leute noch schlafend wähnt, kann man ihn auf den Reisten der Balkonkästen dahinhüpfen sehend: äugend und vidend und mühlend. Wird er verjozt, so fliehet er in benachbarte Bäume und wartet dort, bis wir den Blütennebeln überdrüssig sind. Denn Emil hat mehr Zeit, dies Treiben ist ja sein Beruf.

Frau Gerstenforn besißt keine Blumenkästen, aber dafür hat sie für Emils Familie nasses Brot auf den Balkon.

Frau Müller murzte gestern über gelaunt zum Strandforn hinüber: es seide noch, daß man solch Volk auch noch päpple und hülkle.

„Über Frau Müller.“ kam es herb aus dem Strandforn, „der liebe Gott würde doch die Vögel nicht geschaffen haben, wenn —“

Hinter der schlaflosen Witwe schlug die Balkontür zu und schnitt den Satz ab.

9. Mai.

Die beiden Witwen sind leider kein erfreuliches Beispiel guter Nachbarschaft mehr. Das ist Emils Werk. Wie ein Vogel der Zwietracht nistet er zwischen den beiden Damen.

Als ich um Mittag nach Hause kam, bot sich mir ein trübes Bild: Das Doppelfinn der Frau Gerstenforn quoll über das Geländer ihres Balkons. Frau Müllers langer Rücken hing über den Blumenkästen. So schlenderten beide strenge Befehle in den Gartenland, in dessen gutgearbetem Strich die Stiefel des Hausmanns eingetunken waren. Ueber den Stiefeln schwanke ein breiter Körper, während die aufwärtsstarende Blende der Zäunmühle bewies, daß der Kopf nach oben gerichtet war.

Von da oben her gürte es auf Hängeforns Ziin herab.

„Ich verlange, daß das Nest heruntergeholt wird.“ (siehe es vom Balkon rechts. Die Bohnen sind mir zum zweitenmal aus dem Kasten getressen! Der Balkon ist ständig besetzt! Und nichts zwei Uhr weßt man schon aus Angst vor dem kommenden Spektakel auf! Das Nest muß runter!“

„Das ist eine Unverschämtheit.“ rortet Frau Gerstenforn. „Sperlinge sind nützliche Tiere; sie fressen lästige Insekten weg. Der liebe Gott wärkt recht gut, warum er Sperlinge geschaffen hat. Trum fordert der Tierstuhverein, daß man sie nicht läßt, jawohl, nicht!“

Vom Dachbalken her ein lebhaftes Sperlingskreischen. Hängeforn schwankt leicht.

„Der Hängeforn. Amaliens Ruh steht dort oben geschrieben! Und ein Meter drüber ist Raschel!“ Frau Müller hat das hagerer Antlitz bitter nach oben gefehrt, so daß Emil über den Reistrand hinweg gerade auf das düstere Gesicht los schnattert. „Das Nest muß runter. Ich zahle sonst keine Miete mehr!“

„Der Hängeforn, wagen Sie es nicht! Der Vorsitzende des Tierstuhvereins, Professor Doktor Bruno Hochgeschwender, zeigt es sofort bei der Polizei an, wenn Sie die Vögel morden.“

Der tiefe Eindruck, den die durcheinander quitzelnden Drohungen auf Herrn Hängeforn machten, war nicht zu verkennen. Er schwankte, senkte die Mühenblende unter schwächerer Verantwortung, murmelte etwas von „Verwalter holen“ und stieg bedrückt ins Kellergehoß hinab.

Die Sonne, prahlte mit Lichtfluten, im Nachbargarten langen die Vögel und auf den Balkons unseres Hauses vererbte der Redeschlag langsam und stoßweise.

„Ein Sperlingsnest und Polizei!“ böhnte es links. Niemand müsse sich die Bohnen aus den Kästen piksen lassen. „Grolslogkeit!“ Das Doppelfinn wackelte. Die Bohnen Kranten andere Vögel gepickt haben. Außerdem hätte die Sperlingsfamilie auch ihren Kummer. Vorgestern sei ein Junges aus dem Neste gefallen; tot.

Die Stimme gitterte. Eine Balkontür klopfte zu. Frau Müller ragte drohend und allein ins sonnengelbe Mittagssiond.

Freierliche Ruhe wollte sich ausbreiten, wurde aber von den keckhfüßen oben in der Maniarde vernichtet. Sie gaben her, was sie konnten. Die Mite und die Jungen übten, während sich Emil mit einem Nebenbuhler freischend auf der Dachfante boigte. Und zwar sielte Emil.

Bierhundert Jahre Feuerspritze.

Unter den verschiedenen Jubelfeiern des Jahres 1918 findet sich auch eine, die der so nützlichen Feuerspritze gilt. Was für ein wichtiges Gerät ist sie doch! Man stelle sich nur einmal vor, daß bei all den gefährlichen Vorfällen, die sich ereignen, kein Wasserstrahl aus einer Spritze strömen würde, um dem Bölen des Feuers Einhalt zu tun. Würde damit nicht der ganze Wohlstand der Völker eine ungeheure Wüstenversteckung? Darum ist es wohl, der Männer zu gedenken, die sich um die Entwicklung dieses Kampfmittels gegen die gefährliche Kraft der Flamme verdient gemacht haben. Unter ihnen ist auch Anton Platner aus Augsburg zu nennen. Schon vor belanglos ist die Karte, die mit nützlichen Worten mitgeteilt lautet: 1818 küstete Anton Platner die alte Feuerspritze mit einem „Windfessel aus.“ Bedeutung dieser Bezeichnung nur einen gefälligen Schmaud, oder war sie nicht vielmehr ein wichtiger Fortschritt in der technischen Entwicklung des Feuerlöschwesens?

Schon das Altertum kannte die feuerlöschende Wirkung des Wassers. Dichter besangen den Gegenstand zwischen ihm und dem Feuer. Man sprach beide wohl als entgegengesetzte Elemente an, und schon in den frühesten Zeiten wird man wohl Wasser in die Blüten gepossen haben, die erstarkt werden sollten. Der Regen war ja auch ein natürlicher Lehrmeister in der Kunst, Flammen zu bekämpfen. Die Wirkung des Wassers auf das Feuer beruht darauf, daß die brennenden Körper abgekühlt werden. Bekanntlich kann beispielsweise ein Stück Holz nur brennen, wenn es den nötigen Sauerstoffzufuhr hat. Wird es unter diesen Umständen, so vermag es nicht oder nicht mehr zu brennen. Wasser löst sich aber auf nicht mehr als hundert Grad erhitzen, und es wirkt daher stets abkühlend auf Körper, die heißer sind als siedendes Wasser. Zu etwas sehr-Kristallinen Zeiten bildete man dann Feuerzeihen, durch die mit Wasser gefüllt; einer ins Feuer gepossen wurden, wodurch der Brand gelöscht und recht bekämpft wurde. Erfolge liehen und lassen sich jedoch nur mittelst einer Spritze erreichen, und der Technik erlaubt hier eine lohnende Aufgabe, die sie noch und noch auf vorzügliche Weise gelöst hat.

Am einfachsten erhält man eine Feuerspritze, wenn man in ein weites, an einem Ende ganz offenes Rohr einen verschließbaren Kolben einsetzt, und am anderen Ende nur eine kleine Öffnung oder ein Spritzrohr einsetzt. Diese Vorrichtung ist schon der Jugend bekannt, die sie als Spielzeug benutzt. Beim Einkneifen des Kolbens tritt ein wenig Wasser aus, und es wird durch das eingezogene Wasser ausgetrieben, der Druck sehr stark werden kann, weil am gegenüberliegenden Ende des Rohres dem Wasser nur eine kleine Öffnung zum Austritt gegeben wird. Infolge dessen tritt

eine kräftige Zusammenpressung ein, und die Spannung bewirkt, daß das Wasser, das hinaustritt, verhältnismäßig weit fortgeschleudert wird.

Aber dieses Gerät zeigt zu deutliche Mängel, als daß es befriedigen könnte. Es muß sich nämlich ein steter Wechsel zwischen Saugen und Spritzen abspielen, und darum tritt der Wasserdruck nur absetz- und stoßweise aus. Diefem Uebelstande läßt sich man einigermaßen dadurch abhelfen, daß man gleichzeitig zwei solche Spritzen in Tätigkeit setzt, und ihre Arbeit gegenseitig so anordnet, daß immer die eine saugt, während die andere Wasser gibt. Dann wird allerdings jedes ein Spritzrohr vorhanden sein. Es wird jedoch jede einzelne Wasserabgabe in sich unregelmäßig erfolgen und sich zwischen einem Nachhaken und Abnehmen bewegen. Eine Weile, möglichst wird also nicht völlig erzielt.

Hier ist es nun eben Platners Verdienst, Abhilfe geschaffen zu haben. Es ist sehr lehrreich, daß er dabei auf einen uralten Araber zurückging, nämlich auf den Griechen Geon von Alexandria, der etwa 120 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung gelebt hat. Erinnern wir also an den „Berendell“. Eine Mische ist etwa zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Sie ist luftdicht verschloßt, aber durch den Stöpsel geht ein kleiner schiefesches, dünnes Glasröhrchen, das fast bis auf den Boden der Flasche reicht, das beiderseits offen ist, und das oben in eine feine Spitze ausläuft. Das geschicht nun, wenn man diese Spitze in den Mund nimmt und stark hineinbläht? Dann bringt Luft in die Flasche, was sich durch kleine Bläschen bemerkbar macht, die vom unteren Ende des Röhrchens ins Wasser zu dessen Oberfläche emporsteigen. Es bewirkt sich also die Menge der in der Flasche vorhandenen Luft, und der für sie zur Verfügung stehende Raum nicht größer wird, so preßt die Luft zusammen. Sie preßt dann die Kugel einer geladenen Spritze zusammen. Entfernt man nun den Mund von dem Röhrchen, so preßt die hochgespannte Luft die Flüssigkeit in einem sprühenden Strahl durch die Spitze, bis die Spannung der Luft im Inneren dem äußeren Luftdruck gleich geworden ist.

Diesen Berendell wendete nun Platner in Form eines „Windfessels“ an. Bei seiner Spritze arbeiten ebenfalls zwei Pumpen, die abwechselnd saugen und drücken. Sie treiben das Wasser jedoch nicht unmittelbar in irgendeinen Spritzschlauch, sondern sie fördern es in einen Behälter, in dem sich Luft befindet. Diese preßt sich bei fortschreitendem Eindringen von Wasser mehr und mehr zusammen, und sie entwickelt sich dadurch zu einer immer stärker gespannten Feder, die auf die Wasseroberfläche drückt. Das Wasser kann nun durch ein Spritzrohr emporsteigen. Bei Einleitung des Spritzens schießt man dieses jedoch vorläufig, damit die Spannung der Luft im Windfessel recht hoch anwachsende sein. Nicht man dann die Befestigung frei, so dringt ein kräftiger Wasserstrahl heraus. Erfolgt die Arbeit an der Pumpe recht genug, so daß die Spannung der Luft in wesentlich gleicher Stärke erhalten bleibt, so wird der Strahl auch gleichmäßig bleiben, weil die federnde Kraft der Luft einen gewissen Ausgleich bei der schwachen Arbeit des Pumpens schafft.

Die Platnersche Spritze hat freilich noch manche Unvollkommenheiten. Sie setzt zu ihrem Betriebe menschliche Muskelkraft voraus, und diese ist teuer. Außerdem aber können an einer solchen Spritze nur wenige Arme zugleich tätig sein, so daß überhaupt keine große Spritzenfaltung möglich ist. Die alte Spritze wurde daher von der Dampfespritze überholt, die zwar ebenfalls mit einem Windfessel ausgestattet ist, bei der aber die Saug- und Druckbewegung durch Dampf bewirkt wird. In den Spritzen (Ertinleuren) befindet sich Wasser, doppelt soviel Wasser und Schwefelsäure. Dadurch entsteht sich hochgespannte Kohlenäure, die das Wasser hinaustrreibt, sobald ihm ein Ausweg geöffnet wird.

Eulenberg's Belinde.

In den Spielplan des Schauspielhauses wurde Eulenberg's Belinde wieder aufgenommen. Die wunderbare, phantastische, an inneren Werten so reiche Dichtung bedeutet den Höhepunkt im Schaffen Herbert Eulenberg's — sie ist die schönste Wille an ihrem Raum. Belinde scheitert am dem Leben, als sie ihres eigenen Verfalls nicht mehr sicher ihrer Liebe trauriger Darleim wird. Nur in wenigen Tränen ist der dramatische Vorgang so nach innen verlegt als hier. In Belinde entwickelt sich die Dichtung, als der verdammte Gatte zurückkehrt, ist in dem Augenblick, als sie sich zum zweiten Male zu vermählen gedenkt. Nun ist sie dem Ansturm der Empfindungen völlig unterworfen, Erinnern macht sie auf, vernichten sich mit der Gegenwart und verlegen Belinde in die Qual eines unabdrückbaren Zwietracht. Das rein Dramatische des Vorgangs wird durch den Zusammenstoß von Gatten und Vätergenau außerordentlich gesteigert — Sturz in einer umfriedeten Welt, aber doch Sturm, dazu das tragische Nebenbeispiel der Liebe von Belindens Bruder Opatint, der ebenso wie der Diener und die unheilbare Geliebte der Vorlesungsroman U. A. Hoffmanns entstammen. Die Herzen sind so sein gemittelt, die Sprache so edel gefühlvoll und im Ausdruck so reich, daß man sich der Wiederkehr der Dichtung freut, namentlich da die Ausführung (unter Leiwingers Spielleitung) die Erinnerung an die früheren nicht verliert. Welchen Leichter hat so viel Seele und obige Art, so viel Liebe im Blick und Ton, daß sie das innere Wesen Belindens besigt. Wandmal im vierten Akt hörte eine gewisse Manonette des Ausdruck in Verklärung der rühmlichen Aussage. In idealen Gemüden bot die Frau auch äußerlich eine Erfüllung des Dichtersraums. Wilhelm Kleinofski hatte als Robert einst feiner besten Tage; keuzig, ideal, in der brennenden Glut eines Herzens erklärter, erfüllte er die innerliche Art dieser Welt. Schärdes Diener war der Hoffmannschen Welt entlaufen — nicht besser zu machen. Zu den Hohen reifer, harter Mühseligkeit, für die Feder hervorragend geeignet ist, Adli Belindens Gatte, aus die Innerlichkeit und Liebe des Gefühls sind ihm eigen. Dazu ist phantastische Opatint mit dem verurteilten Innereichen, wie ihn Wehner und Wahberg runden das Ensemble ab, das sich hier auf seiner Höhe zeigt.

Dresdner Kalender.

Theater am 27. April. Opernhaus: Siegfried (8). — Schauspielhaus: Die Liebesinsel (7). — Albert-Theater: In weißen Mähl (7). — Weidens-Theater: Die Nebenwelt (7); Die Königin der Luft (7). — Central-Theater: Der erste Liebe goldne Zeit (7).

Kleine Mitteilungen.

Ein Frajeß um den Reifewagen Napoleons I. Vor dem Kaiserlicher Bandwacht ist dieser Tage ein langjähriger Frajeß entstanden worden, dessen Gegenstand der Reifewagen des französischen Kaisers Napoleon I. bildet. Kellermaschall v. Wächter hat die Reifewagen des Kaisers in der Schlacht von Welle-Walme im Jahre 1815 dem Kaiser in wogender französischer Imperators bei Jemappes erobert. Ein König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte dem Kaiser in Schloss Kornvarts diesen historischen Gegenstand als Präsent an Napoleon übergeben. Derselbe ist nun zwischen dem Kaiserlichen Kaiser und seinem Bruder, dem Kaiserlichen Kaiser, ein Streit darüber entstanden, wenn man beiden der historische Wagen gehöre. Das durch die Dresdener Landesgericht hat zugunsten des Kaisers den Kaiserlichen Kaiser entschieden.